

Margit Schönberger

Eine
Blattlaus
kommt selten
allein

Aus dem Leben einer
wild entschlossenen Gärtnerin



Das Gedicht »Stehend an meinem Schreibpult«
von Bertolt Brecht auf S. 225f. entnahmen wir:
Bertolt Brecht, Werke. Große kommentierte Berliner
und Frankfurter Ausgabe, Band 15: Gedichte 5.
© Bertolt-Brecht-Erben / Suhrkamp Verlag 1993

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



© 2012 Knaur Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © FinePic®, München
Illustrationen: Gisela Rüger
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-65502-3

2 4 5 3 1

Inhalt

Mit einem Baumfrevel fing alles an	7
Der Schatz unterm Glockenstrauch	13
Die Invasion der schwarzgrauen Armee	21
Tulpen aus Amsterdam	31
Zu Besuch im Pflanzenparadies	41
Wie ich zur Schneckenforscherin wurde	53
Das schwarze Gold des Gärtners	61
Der Garten als Nervennahrung	71
Meine Gardenie kann mich nicht leiden	79
Ein schwarzer Afghane in meinem Garten	89
Von Kiwis und anderen Marmeladen- Freudenbringern	99
Hilfe, in meinem Garten haust eine Anakonda!	107
Der Spargel im Herrgottswinkel	117
Mein Garten schläft	127
Die große Tulpenwanderung	135

Im Namen der Rosen	145
Eine Blattlaus kommt selten allein	155
Schmetterlinge weinen nicht	165
Das Kettensägenmassaker	175
Der Giersch hält die Welt zusammen	185
Von Hühnerkrallen und Mauerkatzen	195
Ein Hauch von Süden	205
Die grüne Kinderstube	213
Der Garten – eine unendliche Geschichte	223
Grüner Dank	233

Mit einem Baumfrevel ging alles an



Als mein Leben eines Tages im Chaos zu versinken drohte, fiel mein Blick nach langer Zeit wieder einmal in den Garten. Er war im Lauf der Jahre nicht größer geworden. Im Gegenteil. Eine grün beblätterte Schuhschachtel, die dabei war, nach innen zuzuwachsen. Was den Vorteil hatte, dass mir niemand von außen in die privaten Karten schauen konnte. Vorhänge zuziehen war damals wie heute von Ende März bis Ende Oktober abends unnötig: Das Chlorophyll der blickdichten Buchenhecke und einiges andere Blätterwerk deckte über mein nervöses Herumtiggern, meine hastigen Abendmahlzeiten vor dem Fernseher und mein wütendes Hadern mit dem Schicksal gnädig den Mantel der Natur. Die ließ sich von inhäusigen Dramen nicht beeindrucken und war munter dabei, vor sich hin zu wuchern. Ein von Menschenhand unberührtes Para-

dies, das sich selbst geschaffen hatte, sich und den Katzen der Nachbarschaft zum Wohle. Nur gelegentlich gestört von meiner Freundin und Nachbarin zur Linken, die darum bat, wenigstens ab und zu ihren Rasenmäher auch auf meiner Graswildnis spazieren führen zu dürfen. Sie war eine Anhängerin von englischem Rasen und schnitt dessen Ränder mit mathematischer Präzision mit der Nagelschere – die Zunge vor Konzentration zwischen die Lippen geklemmt. Der Anblick meiner Wiese, mit Löwenzahn, Breit- und Spitzwegerich und sogar Ansätzen von Sauerampfer durchsetzt, verursachte ihr Magenkrämpfe. Vor allem die Löwenzahnschirmchen, die der Wind von mir zu ihr hinüberblasen würde, versetzten sie in Panik.

Und wie gesagt, eines strahlenden Tages im Mai fiel mein trüber Blick auf meinen verwunschenen Garten – und ich war geschockt. Die Wiese war zwar gemäht, aber jetzt zeigte sich auch, dass die abgeworfenen Nadeln der großen Lärche den Graswuchs in einem mächtigen Halbkreis erstickten. Das sah aus, als hätte der Garten eine Halbglatze. Dieser braune Fleck im Bodengrün war wohl die Rache des Baumes, den ich vor Jahren in seinem Säuglingsalter von einer Tiroler Almwiese entführt hatte. Dabei war ich von meinem damaligen Mann gewarnt worden: »Die Lärche gehört uns nicht. Sie gehört auch rein botanisch nicht nach München und schon gar nicht in einen Reihenhausgarten. Außerdem wird sie – falls sie den Gewaltakt des Ausgrabens über-

steht – viel zu schnell viel zu hoch wachsen. Das verstößt sicher gegen die Gartenregeln der Siedlung. Lass es sein!« Nun ist das aber so: Wenn ich das Wort »Regel« in Verbindung mit »Verstoß« nur höre, werden alle meine Widerstandskräfte ganz automatisch mobilisiert. Ich grub also umso eifriger und umso tiefer – und setzte meinen Kopf durch. Es wäre mir nie eingefallen, geschützte Pflanzen wie Enzian, Almrausch oder Kohlröschen zu pflücken oder gar auszugraben. Sie wuchsen zuhauf um die Alm herum. Da gehörten sie hin und waren inzwischen überall so selten geworden, dass sie zu Recht unter Naturschutz standen und stehen. Aber eine Lärche – eine von Dutzenden, die um die Hütte herumstanden? Ihre lindgrünen, jungen Nadelbüschel fassten sich außerdem so weich und angenehm an – sie war mir ungeheuer sympathisch. Ich wollte sie in München um mich haben.

Und nun waren etwa fünfzehn Jahre vergangen, vom Mann an meiner Seite hatte ich mich verabschiedet, und das Lärchenkind war ein baumstarker Kerl geworden. Ragte hoch über die Dächer der kleinen Reihenhäuser hinaus. Besucher, die zu mir wollten und sich auf den verschlungenen Siedlungswegen mit der komplizierten Hausnummerierung verirrt hatten, konnten sich problemlos an meiner Lärche orientieren. Dass diese botanische Fahnenstange den Boden meines halben Gartens erstickte, war mir noch nie aufgefallen. Entsprechende Bemerkungen meiner freiwilligen Rasenmäherin hatte

Der Schatz unterm Glockenstrauch



Noch immer hatte ich jede Menge Ärger am Hals, denn die Trennung von meinem Partner hatte auch eine Menge berufliches Chaos verursacht. Während ich bis zur Lärchenaffäre verbissen in die Abendstunden hinein im Büro gewerkelte hatte, zog es mich plötzlich schon am hellichten Nachmittag nach Hause. Zu meinem Garten. Der zwar noch keiner war, aber einer werden sollte. Wie gesagt: Ein wahres Prachtstück schwebte mir vor. Eines, das jeder Prämierung würdig wäre. Mein Garten sollte alles um ihn herum in den Schatten stellen. Auch oder gerade ohne Lärche.

Noch war davon nichts zu sehen. Selbst mit viel Phantasie nicht. Da gab es zwischen den Beton-Trennwänden zu den Nachbarhäusern eine gepflasterte Terrasse, auf der eine verrostete Biergartenbank stand, die der Vormieter zurückgelassen hatte. Zwi-

links nebenan rätselten eine Weile mit mir darüber, bis die Nachbarn von rechts – die unser Gemurmel auf ihrer Terrasse wohl mitverfolgt hatten – dazustießen und meinten, dass der arme Kerl wohl früher mal eine rosablühende Weigelie, »auch Glockenstrauch genannt«, gewesen war. Soweit sie sich noch an blühende Zeiten erinnern konnten, fügten sie mit einem strafenden Blick auf mich Gartenbanausin hinzu. Die Sache war klar, ich musste wohl noch einmal ein Pflanzenleben auslöschen, bevor ich neues schuf. Diesmal aber wenigstens unter den »humanbotanischen« Vorzeichen von Sterbehilfe, beschwichtigte ich meine aufkeimenden Bedenken.

Aber das konnte noch warten, denn wenn ich Farbe in diese grüne Ödnis bringen wollte, musste ich zuerst einmal Beete anlegen. Für Ornamente à la Versailles oder Salzburger Mirabellgarten war kein Platz vorhanden. Ich würde mich mit randständiger Pracht zufriedengeben müssen. Es hieß doch so schön: »Platz ist in der kleinsten Hütte«, das musste auch für Gärten gelten. Also machte ich mich daran, an den Grenzzäunen entlang die Erde umzugraben. Ich informierte meine Nachbarfreunde über meine Blüenträume (was große Freude auslöste) und bat um Hilfe:

»Könnt ihr mir bitte eine Schaufel leihen?« Das Gartenhäuschen der Profigartler war – wie ich wusste – voller Geräte, wie ich sie wohl brauchen würde.

»Wozu brauchst du denn eine Schaufel?« Meine Bitte stieß offenbar auf Verblüffung.

Zeit völlig entwöhnt – schweißüberströmt. Mein Kopf glich einem roten, chinesischen Lampion, wie mir auch noch Jahre später immer wieder höchst amüsiert erzählt wurde. Da mir bewusst war, dass ich unter Beobachtung stand, wollte ich mir keine Blöße geben und biss die Zähne zusammen: Einstecken, den Spaten in die Erde hebeln und hochdrücken, die Grasnarbe packen und die Erde abschütteln und so fort. Dabei offenbarte sich mir die nächste Unbill: Es gab unter der ersten Erdschicht mehr Steine, als einem Gärtner lieb sein konnte. Damit war wohl ein weiterer Arbeitsgang vorprogrammiert. Ich sah mich schon zentnerweise Schotter klauben.

Nach Stunden näherte ich mich den Terrassenfliesen und war so den Kontrollblicken endlich entzogen. Ich hatte den anderen bis dahin wohl ein vollwertiges Fernseh-Ersatzprogramm geboten. Zitternd vor Anstrengung, legte ich mit heraushängender Zunge die längst überfällige Pause ein. Mein Blut kochte und sang ein merkwürdiges Lied in meinen Ohren. Erste Zweifel regten sich, ob das Ganze wohl dafür stand? Dabei hatte ich erst eine Zaunseite geschafft und die noch nicht ganz, weil mir da ja noch die verholzte Weigelie im Weg stand. Ich beschloss, für diesen Tag Schluss und am nächsten Tag mit frischem Mut weiterzumachen.

Mit Blasen an den Händen und Muskelkater vom Feinsten, trat ich am nächsten Nachmittag wieder an, meinem Gartentraum ein Stück näher zu kommen. Ich wollte als Erstes das Unangenehmste er-

ledigen und dem greisen Glockenstrauch den Gnadenstoß geben. Das war allerdings leichter gesagt als getan. Die fünf jammervollen Äste – man konnte sie auch als kleine Stämme bezeichnen – konnte ich ohne große Probleme mit Hilfe einer kleinen Säge entfernen. Aber der Wurzelstock schien bis zum Mittelpunkt der Erde zu reichen. Der Spaten versagte völlig, Gott sei Dank lag da ja noch die Spitzhacke herum. Ich kam mir vor wie ein chinesischer Arbeitssklave beim Bau der großen Mauer. Die Erdhügel um mich herum wurden immer höher, und ehe ich mich's versah, stand ich bis zur Hüfte in einem Riesenloch und kämpfte mit den Wurzeln dieses vermaledeiten Strauchs, der einmal eine Zierde gewesen sein soll. Das Ganze erinnerte mich an meinen Zahnarzt, der mir vor Wochen einen Weisheitszahn gezogen hatte und sich dabei ähnlich gebärdet hatte wie ich jetzt in meinem Buddelloch. Von oben her tauchten ab und an Gesichter auf – ich war schon wieder zum spätnachmittäglichen Unterhaltungsprogramm geworden – und nahmen mir damit die Möglichkeit, einfach alles hinzuschmeißen und aufzugeben. Das ließ mein Stolz nicht zu. Plötzlich stieß ich auf etwas Hartes, Metallisches.

»Ein Schatz! Ich habe einen Schatz gefunden!«, entfuhr es mir. Wohl etwas zu laut, denn plötzlich war ich von Menschen umringt, die neugierig zu mir in mein Loch herunteräugten.

»Hoffentlich! Aber ich tippe eher auf ein Abflussrohr! Lass mich das mal lieber machen, bevor wir

ein größeres Problem bekommen!«, nahm mir mein nachbarlicher Freund zur linken Zaunseite die Spitzhacke aus der Hand. Er setzte mit viel männlichem Fingerspitzengefühl nur noch den Spaten ein, entfernte die letzten Reste der Weigelienwurzeln auf dem Weg Richtung Australien zu den Gegenfüßlern und zog die »Schatztruhe« lachend an Land. Unsere Gesichter wurden allerdings lang, und speziell meine Enttäuschung war groß: Es handelte sich um einen völlig verbeulten, betonverkrusteten Blecheimer, den die Bauarbeiter vor Jahrzehnten wohl auf dem Baugelände entsorgt hatten. Also kein Rohrbruch in Sicht, aber auch kein unerwarteter Reichtum. Wer hätte wohl auch in den Sechzigerjahren, als unsere Siedlung vor den Toren Münchens gebaut worden war, einen Schatz vergraben sollen? Die meisten Hausbesitzer hatten damals ihr schmales Ersparnis zusammengekratzt, um sich die Häuschen überhaupt leisten zu können. Und wenn doch, wer wäre wohl so blöd, einen Schatz beim Auszug nicht auszubuddeln und mitzunehmen? Ich bedankte mich artig für die Hilfe und beschloss, meine Wut über diese unspektakuläre Wendung gegen mich zu richten, da ich sie nicht anders kanalisieren konnte. Autoaggression ist ein probates Mittel, um nicht auf Unschuldige loszugehen. Beschluss: Das frei gewordene Glockenstrauchgebiet würde zu einem Großbeet auf halbe Terrassenbreite erweitert werden. Mein Rücken, meine Knie und meine Armmuskeln schrien auf vor Entsetzen.